



**Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier
zur digitalen Eröffnung der Ausstellung „Hölderlin, Celan
und die Sprachen der Poesie“
am 23. Mai 2020**

Zwei Sätze vorweg.

Der erste: Marie Luise Kaschnitz hat einmal erklärt, sie halte „Hölderlin“ für das schönste Wort der deutschen Sprache überhaupt.

Und der zweite: „Der Hölderlin isch et varruckt gwä!“ Lange, so habe ich mir sagen lassen, stand dieser Satz, der auf Hochdeutsch „Der Hölderlin ist nicht verrückt gewesen!“ bedeutet, in Sütterlin-Schrift als Graffiti auf dem Hölderlinturm in Tübingen.

Beide Sätze sind, so sehe ich es, Liebeserklärungen an einen unserer größten Dichter. Und darum geht es hier: um Verehrung von Großen unserer Literatur, wie Friedrich Hölderlin und auch Paul Celan. Und es geht um die Frage, wie wir dieser Verehrung am besten Ausdruck geben können.

Beginnen wir mit einer der bekanntesten Zeilen Hölderlins, die auch Celan sicher unterschrieben hätte: „Was bleibt aber, stiften die Dichter.“

Gehört dieser Satz nicht gerade hierher – nach Marbach? Hier sind die Dichter zu Hause, hier wird ihr Erbe gepflegt, auch indem es immer wieder in die Gegenwart gestellt wird. Marbach ist kein „Club der toten Dichter“. Hier ist Literatur, auch die alte, immer Herausforderung an die Gegenwart. Und diese Gegenwart bekommt ihre Tiefe und Verstehbarkeit eben dadurch, dass auch die Stimmen der Vergangenheit sich einmischen in unser Gespräch. „Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander“ – diese schönen Hölderlin-Zeilen können auch als Überschrift über diesem Hügel von Marbach stehen.

„Was bleibt aber, stiften die Dichter“ – bevor Hölderlin diese selbstbewusste Zeile in einem seiner spätesten Texte schreiben konnte, hatte er einen beschwerlichen Weg zurückgelegt.

Zu seinen Lebzeiten kannten nur wenige seine Werke. Zu diesen wenigen gehörte eine der bedeutendsten Frauen der Romantik, Bettine von Arnim. Sie schreibt in der Erinnerung über Hölderlin:

„Ach, was ist doch die Sprache für ein heilig Wesen. Er war mit ihr verbündet, sie hat ihm ihren heimlichsten, innigsten Reiz geschenkt, [...]. So wahr! Er muß die Sprache geküßt haben. Ja so geht's, wer mit den Göttern zu nah verkehrt, dem wenden sie's zum Elend“.

Bettine von Arnim hat in dieser kurzen Passage vielleicht am bündigsten und schönsten zusammengefasst, was Glanz und Elend, Größe und Leid Friedrich Hölderlins ausmacht.

Hölderlin hat bedeutende und unvergängliche, aber eben, wie ich als einfacher Leser zugeben muss, oft auch schwer verständliche Texte geschrieben. Und wir fragen uns heute, wie wir noch einen Zugang haben können zu der Welt, in der Hölderlin lebte. Ein Vierteljahrtausend trennt uns von seinem Geburtsdatum – unsere Welt ist so vollkommen anders, dass es einen einfachen Zugang wohl gar nicht geben kann. Und vielleicht ist das auch genau richtig und gut so.

Sich auf die Fremdheit dieser vergangenen Zeit einzulassen, das ist vielleicht gerade die beste Möglichkeit, uns selber infrage zu stellen. Wer begriffen hat, dass es einmal ganz anders war, der gewinnt die Erkenntnis, dass auch in der Gegenwart alles, oder mindestens vieles ganz anders sein könnte. Der erkennt, dass es Möglichkeiten des Lebens, des Empfindens, des Sprechens gibt, die über das hinausgehen, was wir gewöhnlich für selbstverständlich hinnehmen.

„Komm! ins Offene, Freund!“ diese herausfordernde Zeile gilt für eine Beschäftigung mit ihm und seinem Werk vielleicht mehr als für andere Dichter deutscher Sprache. „Komm! ins Offene, Freund!“

Ins Offene gehen, in eine neue, ungeahnte Möglichkeit gehen. Sich trauen, auch Fremdes oder fremd Klingendes an sich heranzulassen. Das ist vielleicht die lohnendste Art sich mit großer Dichtung auseinanderzusetzen: dass wir uns dieser Dichtung aussetzen, dass wir uns öffnen lassen, dass wir uns befragen und infrage stellen lassen. „Ein Zeichen sind wir, deutungslos“ hat er in einem Fragment geschrieben. Uns selber deuten zu lernen, darum geht es bei der Begegnung mit Literatur, bei der Begegnung mit Hölderlin.

Nein: Hölderlin ist nicht „unser“, er gehört uns nicht und es sind nicht die geistigen Schubladen unserer Gegenwart, in die wir immer neu sein Werk einordnen könnten, wie man so sagt.

Er gehört uns nicht, aber er gehört zu uns. Er gehört zu unserer geistigen und kulturellen Geschichte, die nicht denkbar ist ohne sein Werk und seine Existenz.

Friedrich Hölderlin ist einer der großen Einzelgänger unserer Literatur. Einzelgänger – das ist ganz wörtlich zu nehmen. Wie oft war er nicht zu Fuß unterwegs – denken wir nur an seine schicksalhafte Winterreise über die Schweizer Alpen nach Bordeaux und dann zurück. Was ist ihm begegnet, was ist ihm durch den Kopf gegangen, was hat er geträumt, erhofft, gefürchtet?

Und erinnert nicht eine der berühmtesten deutschen Erzählungen, Büchners „Lenz“, an den Einzelgänger Hölderlin? Über den Gang durch Gebirge, den Lenz unternimmt, heißt es dort: „Den 20. Jänner ging Lenz durchs Gebirg. [...] Am Himmel zogen graue Wolken, [...]. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte.“

Dieser Satz: Könnte er nicht auch auf Hölderlin zutreffen, der oft selber die Welt auf den Kopf stellte, indem er sie mit seiner Sprachmagie verzauberte? Und der lapidare, im Grunde todtraurige Schluss der Erzählung: „So lebte er hin“ – trifft er nicht auch zu auf Hölderlins späte Jahre im Turm zu Tübingen?

Dem so jung gestorbenen Georg Büchner wiederum hat Paul Celan ja ein großes Denkmal mit seiner Darmstädter Büchnerpreis-Rede gesetzt. Mit Paul Celan, dem anderen Dichter, dessen in diesem Jahr besonders gedacht wird, mit Büchner und mit Hölderlin haben wir drei der großen Einzelgänger unserer Literatur. Manches verbindet diese drei.

Celan hat diese Verbindung deutlich gemacht in seinem Gedicht „Tübingen, Jänner“. Da taucht nicht nur der „Jänner“ auf, den Celan aus Büchners „Lenz“ kannte und der für ihn eine so große Bedeutung hatte, sondern da geht es auch um Hölderlin und den Turm, in dem er die zweite Hälfte seines Lebens verbracht hat.

Dieses anspielungsreiche Gedicht Celans ist nicht nur eine Hommage an den großen Vorgänger. Es stellt sich auch in eine lebendige Geschichte, es konfrontiert sich selbst mit einer Vergangenheit, die eben nicht vergangen ist, sondern bis in jede Gegenwart dauert, wenn Literatur ganz ernst genommen wird.

Literatur ganz ernst nehmen – und es sich schwer machen, weil die wahren Worte zu finden, eben schwer ist. Dafür stehen beide: Hölderlin und Celan. Paul Celan – Sie wissen es – ist 1970 in die Seine gegangen, um seinem Leben selber ein Ende zu setzen. Auf seinem Schreibtisch fand man eine aufgeschlagene Hölderlin-Biographie.

Ich sprach von der Selbsterschwerung beim Schreibprozess – und wer jemals, wie es in dieser Ausstellung möglich ist, einen Blick in die originalen Manuskripte tun kann, der sieht, wie Hölderlin immer wieder korrigiert, immer wieder verworfen und neu dazuerfunden hat – als könne ein Gedicht gar nicht wirklich zu Ende geschrieben werden.

Und doch – oder deswegen? – schreibt Hans Christoph Buch über seinen großen Kollegen:

„Es gibt kein schlechtes Gedicht von Hölderlin, genausowenig wie es eine schlechte Zeile von Kafka oder, um im Rahmen der Zeit zu bleiben, von Kleist oder Büchner gibt: sie alle hatten nicht die Wahl, so oder anders zu schreiben, im Unterschied zu Goethe und Schiller [...] – vielleicht liegt gerade hierin ihre Größe.“

Hans Christoph Buch äußert diese Ansicht bei der Besprechung eines kurzen, sehr späten Gedichts, das schon in Hölderlins Zeit der sogenannten geistigen Umnachtung fällt. Es ist so ergreifend, dass ich Ihnen das hier vortragen möchte. Auch und gerade für diese Zeilen gilt wohl, dass „le pauvre Holterling“, wie die Landgräfin Caroline von Hessen-Homburg ihn nannte, als er in die Tübinger Psychiatrie abgeführt wurde – es gilt also auch wohl hier, dass er keine Wahl hatte. Er musste es so und nicht anders schreiben:

„Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen
Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verflossen,
April und Mai und Julius sind ferne,
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne!“

Das hört sich nach einer fernen Zeit an. Frühes 19. Jahrhundert eben. Aber übersetzt ins spätere 20. Jahrhundert könnte sich das ungefähr so anhören – mit einem Text, den wohl jeder kennt:

“Yesterday –
All my troubles seemed so far away
[...]
Now I need a place to hide away
Oh I believe in yesterday“

Dieses zweihundert Jahre nach Hölderlin komponierte Lied der Beatles zeigt: Wir haben unsere Gefühls- und auch unsere Sprachwelt nicht von einem auf den anderen Tag erfunden. Wir finden sie vor und entwickeln sie weiter. Auch Gefühle und ihre Ausdrucksformen, so urmenschlich sie uns erscheinen mögen, haben ihre Geschichte.

Und auch wenn sie jeweils neu und modern formuliert erscheinen mögen: Manches könnten wir nicht ausdrücken, wir könnten es buchstäblich nicht „zur Sprache bringen“, wenn wir nicht in der Nachfolge der Dichter stünden, die für unsere komplexen Seelenregungen Ausdrucksmöglichkeiten gefunden haben. Zu den großen Erfindern solcher Ausdrucksmöglichkeiten gehört Friedrich Hölderlin. Und dass Jahrhunderte später Paul McCartneys lapidare Zeile: „Now I need a place to hide away“ im Hinblick auf Hölderlins

Leben im Tübinger Turm eine tiefe, traurige Wahrheit bekommen kann, ist wohl nicht zu bestreiten.

Hölderlin selbst hatte gelegentlich keine Angst vor einfachen, scheinbar banalen Sätzen. In einem bestimmten Kontext können sie eine ungeheure Wucht bekommen und uns für immer in der Seele treffen.

Die zweite Strophe aus „Hälfte des Lebens“ ist ein Beispiel dafür: Kann man einfachere Sätze sagen? Kann man schlichter sprechen? Und doch. Vielleicht nirgendwo in der deutschen Poesie hat sich Lebenstrauer einen so unvergesslichen Ausdruck geschaffen:

„Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.“

Der ferne Hölderlin – hier ist er uns ganz nah.

Ist Hölderlin noch aktuell? Hat er uns noch etwas zu sagen? Vielleicht ist das eine der dümmsten Fragen die man der Literatur stellen kann.

Bei großer Literatur stellt sich doch, so ähnlich habe ich es vorhin schon zu sagen versucht, die Frage anders. Nämlich: Wie stehen wir da? Können wir mithalten, können wir bestehen vor dem Anspruch seiner Gedanken, seiner Gedichte? Alles zu prüfen und zunächst uns selbst? Haben wir dazu die seelische Kraft? Die Kraft für eine Antwort auf die Herausforderung jener vier Zeilen, die mir fast die liebsten sind:

„Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,
Dass er, kräftig genährt, danken für Alles lern`,
Und verstehe die Freiheit,
Aufzubrechen, wohin er will.“

Jeder von uns, der mit diesen Zeilen konfrontiert wird, ist danach nicht mehr derselbe. Er muss für sich eine Antwort finden.

Bleibt am Ende eine Frage: Hat das alles eine politische Bedeutung? Denn sonst müsste ja nicht der Bundespräsident zu einem solchen Anlass reden. Ich sage ganz einfach und ganz entschieden: Politisch ist nicht zuerst der Inhalt der Literatur. Politisch ist, dass es so etwas wie Literatur gibt, dass wir uns dem Anderen stellen können,

dass wir andere Möglichkeiten sehen dürfen. Dass uns das nicht verwehrt wird.

Politisch an der Literatur ist, dass sie sich jedem politischen Auftrag entzieht. Freie Menschen suchen eine freie Sprache. Hans Magnus Enzensberger hat es vor vielen Jahren einmal paradox so formuliert: „Poesie tradiert Zukunft. Im Angesicht des gegenwärtig Installierten erinnert sie an das Selbstverständliche, das unverwirklicht ist.“

In genau diesem Sinne möchte schließen mit einigen der schönsten Zeilen von Hölderlin, aus einem Gedicht, in dem er an glückliche Tage erinnert. Glückliche Erinnerungen sind ja immer auch Ermutigung, dass es nämlich anders und besser sein kann als heute:

„Der Nordost wehet,
Der liebste unter den Winden
Mir, weil er feurigen Geist
Und gute Fahrt verheißet den Schiffern.
Geh aber nun und grüße
Die schöne Garonne,
Und die Gärten von Bordeaux [...]“
Vielen Dank!